

SANDRO ZANETTI

## »Da-sein und Ihm-gehören« Leben und Gesetz in Kafkas Aufzeichnungen

Mit dem Datumsvermerk »2. Dez.« schreibt Franz Kafka vermutlich gegen Ende des Jahres 1917 in eines seiner Oktavhefte, das später die Bezeichnung »Oktavheft G« erhalten wird:

Es wurde ihnen die Wahl gestellt Könige oder der Könige Kuriere zu werden. Nach Art der Kinder wollten alle Kuriere sein. Deshalb gibt es lauter Kuriere, sie jagen durch die Welt und rufen da es keine Könige gibt, einander selbst die sinnlos gewordenen Meldungen zu. Gerne würden sie ihrem elenden Leben ein Ende machen, aber sie wagen es nicht wegen des Dienstes.<sup>1</sup>

Wer Kurier ist, teilt etwas mit, das nicht von ihm selbst, sondern von einem anderen stammt. Der Kurier steht im Dienst eines anderen. Diesem gegenüber hat er selbst, als ein Individuum, nichts zu sagen und nichts auszurichten. Das Sagen und Ausrichten geht jeweils nicht *von* ihm, sondern *mit* ihm *von einem anderen* aus: Was der Kurier mitteilen soll, ist dazu bestimmt, vom jeweiligen Auftraggeber weggeschickt zu werden. Dabei untersteht das Weggeschickte ebenso wie das, was gegebenenfalls zurückkommt, dem Gesetz des Auftraggebers: *Er* bestimmt, was von wem gelesen werden darf und was überhaupt geschrieben und verschickt werden soll oder darf.

Dieses Gesetz teilt allerdings mit jedem anderen Gesetz nicht nur den Umstand, daß es gebrochen werden kann, sondern auch die Fragilität seiner Ermöglichungsbedingung, nämlich daß das Gesetz seinerseits darauf bauen, ja darauf setzen können muß, daß man es überhaupt kennt, daß es, wenn auch nur vom Hörensagen her oder in Spuren, bekannt ist oder bekannt *wird*. Denn nur dann kann es auch seine Wirkung entfalten.<sup>2</sup> Anders gesagt: Es braucht bereits in den Gründungsmomenten von

<sup>1</sup> *KKA*, Nachgelassene Schriften und Fragmente II, 56 (Oktavheft G). Da Oktavheft G zur Zeit in der von Roland Reuß und Peter Staengle besorgten historisch-kritischen Franz Kafka-Ausgabe (*FKA*) noch nicht ediert worden ist, wird hier und im folgenden nach der *Kritischen Kafka-Ausgabe* (*KKA*) zitiert.

<sup>2</sup> In seinem ebenfalls im Nachlaß überlieferten Aufsatz *Zur Frage der Gesetze* geht Kafka selbst noch einen Schritt weiter, indem er die Wirkungsmächtigkeit von Gesetzen gerade auch für diejenigen Fälle behauptet, in denen es von den Ge-

Gesetzen so etwas wie Kuriere, ein Nachrichtenverkehr, der es ermöglicht, daß Gesetze überhaupt zur Kenntnis genommen und im Anschluß daran entsprechend befolgt werden können. Gesetze müssen ausgerufen werden, und es muß jemanden geben, der das Ausgerufene hört und befolgt und somit Gehorsam übt. Durch diese Notwendigkeit einer Vermittlung bleiben, um im Bild zu bleiben, auch Könige auf Kuriere angewiesen. Letztere rennen hin und her, um Nachrichten und Erlasse zu melden – und werden somit zu Agenten von ›Diskursen‹ im Wortsinn: Die Meldungen laufen mit den Kurieren hin und her, sie werden durch sie in die Welt gesetzt und in Umlauf gebracht.<sup>3</sup>

In nur vier Sätzen zeigt Kafka nun, was passiert, wenn Diskurse sich verselbständigen, wenn es gar keine greifbaren Auftraggeber von Nachrichten mehr gibt: Sie laufen einfach weiter. Aber nicht nur dies: Die Diskurse entfalten ihrerseits eine merkwürdige Autorität, die auf ihre Kuriere zurückschlägt. Die Meldungen werden zwar sinnlos, aber ihre Macht – es ist die Macht der Sprache – bleibt durch die immer wieder durchlaufenen Verkehrswege und die dadurch sich verfestigenden Suggestionen einer höheren Gewalt doch bestehen. Nicht anders ist zu erklären, daß die Kuriere dem Diensteid – auch er findet im Medium der Sprache statt – ein so hohes Gewicht, eine so unumstößliche Macht beimessen. Einmal ins Laufen gekommen, gibt es kein Halten mehr. Und weil das Leben der Kuriere in der von Kafka mit wenigen Strichen skizzierten Welt in nichts anderem als in ihrem Diskurs besteht, bleibt mit der skizzierten Endlosigkeit dieses Diskurses auch das Leben der Kuriere, in seiner Sinnlosigkeit, auf Dauer gestellt: »Gerne«, so heißt es, würden

setzen kein Wissen über ihre Inhalte, sondern nur noch ein Empfinden oder eine Ahnung ihrer Macht gibt. Die Wirkungsmächtigkeit von Gesetzen, das führt der Aufsatz *Zur Frage der Gesetze* vor, und diese *Vorführung* ist das Entscheidende, resultiert aus dem vorausgesetzten *und* mitgeteilten *Verdacht* über die Wirkungsmächtigkeit von Gesetzen. Vgl. *KKA*, Nachgelassene Schriften und Fragmente II, 270.

- 3 Wolf Kittler, der die vier Sätze Kafkas von den Kurieren seiner Dissertation voranstellt, nimmt die ähnlich diagnostizierte Analogie zwischen dem Kurier- und dem Sprachspiel zum Anlaß, nach der Macht des Autors ›Kafka‹ in diesem Spiel zu fragen. Denn wenn sich der Autor der auktorialen – der königlichen – Rede entzieht, dann wird er, so Kittler, selbst zum Kurier. »Was« aber »kann ein Dichter sagen, der sich nicht mehr als Subjekt dessen, was er schreibt, begreift?« Wolf Kittler, *Der Turmbau zu Babel und das Schweigen der Sirenen*. Über das Reden, das Schweigen, die Stimme und die Schrift in vier Texten von Franz Kafka (Erlangen 1985), 9. Gefragt werden könnte allerdings auch nach der Setzungsgewalt der Verweigerung. Diese Gewalt, die sich auf kein auktoriales ›Begreifen‹ mehr zurückbuchstabieren läßt, bleibt – und zwar gerade als königliche Geste – weiterhin zu untersuchen.

die Kuriere »ihrem elenden Leben ein Ende machen, aber sie wagen es nicht wegen des Diensteides.« Das Gesetz des Auftraggebers, das auch die Verpflichtungen ihm gegenüber regelt, scheint um so mächtiger zu sein, je weniger auf eine Realpräsenz eines *Gesetzgebers* ›gesetzt‹ werden kann.

Die vier Sätze von Kafka zu den abwesenden Königen und ihren Kurieren haben das Zeug zur Parabel. Sie eignen sich ebenso sehr zur Beschreibung von Sachzwängen in der Bürokratie (ein Nachklang auf das *Process*-Projekt) wie als Gleichnis für eine Welt, die ihre religiösen oder politischen Vorgeschichten glaubt abstreifen zu können und sich dabei doch in der Situation wiederfindet, die überkommen geglaubten Muster, nun sinnentleert, weiter zu perpetuieren. Noch allgemeiner als Sprachmodell gelesen, zeigen die vier Sätze auf, was passiert, wenn nicht nur das Medium, sondern auch der Nachrichtenverkehr in seinem schieren Ablauf zur Botschaft wird, zu einer leeren Botschaft, zu dem, was heutzutage, strukturell, gerne als ›Kommunikation‹ bezeichnet wird. Im Signifikantentransfer werden Phantomsignifikate generiert, die Effekte von ihrerseits, mit Kafkas Worten, »sinnlos gewordenen Meldungen« sind, was ihrer strukturellen Wirkungsmächtigkeit allerdings keinen Abbruch tut. Dabei zieht zwar Kafka bereits auf der grammatikalischen Ebene eine klare Unterscheidung zwischen einer Vergangenheit – alle »wollten« Kuriere sein – und einer Gegenwart ein: »Deshalb gibt es lauter Kuriere.« Die Vergangenheit bildet jedoch nicht den utopischen Gegenpol zur Gegenwart, der dazu bestimmt werden könnte, Orientierung für eine bessere Zukunft zu geben. Die Vergangenheit wird vielmehr als Moment einer Wahl entworfen, die im Prinzip ebenso möglich bleibt wie das Vergessen, daß es diese Wahl einmal gab – und, wer weiß, vielleicht immer noch gibt. Es wird darauf zurückzukommen sein.

Die vier Sätze eröffnen die Möglichkeit, in ihre Binnenlogik einzusteigen, indem diese interpretativ weitergetrieben und vertieft wird (das ist die klassisch-hermeneutische Option). Man kann diese Binnenlogik aber auch unterbrechen, etwa indem man ihre Funktionsweise als Weltentwurfsmaschine zu beschreiben versucht (das wäre dann die produktionsästhetisch interessierte Zugangsweise). Tut man letzteres, dann mag es sich lohnen, auf die Art und Weise achtzugeben, *wie* in diesen vier Sätzen die Welt der Kuriere entworfen wird. Der Entwurf dieser Welt folgt, wie so oft bei Kafka, einer doppelten Logik.

Die eine Seite dieser Logik ist dadurch bestimmt, daß der Entwurf selbst Teil einer – und zwar einer massiven – Setzung ist: Vorausgesetzt ist nämlich, daß es bereits eine Welt und eine nicht näher definierte Gruppe von Personen oder schlicht Wesen gibt, die vor die »Wahl« gestellt werden, »Könige oder der Könige Kuriere zu werden.« Das ist, um es vorsichtig zu formulieren, eine ziemlich merkwürdige und irgendwie

unwahrscheinliche Ausgangssituation. Hat man schon einmal davon gehört, daß man wählen kann, ob man König oder Kurier des Königs wird? Das klingt in der Tat nach einem Kinderspiel, dessen mögliche Konsequenzen Kafka aber ernst zu nehmen beginnt. Daß es sich hier nicht nur um ein Kinderspiel handelt, mag auch der Hinweis auf das Hebräische bekräftigen, wo Könige (*melachim*) und Kuriere (*mal'achim*: Engel, Boten) nur durch einen Buchstaben voneinander unterschieden sind: einen Buchstaben allerdings, kindlich klein, der einen Unterschied ums ganze macht.<sup>4</sup>

Wie immer man die Kombination von Königen und Kurieren aber auch drehen und wenden möchte, erstaunlich bleibt in Kafkas Sätzen gleichwohl, oder erst recht, wenn man den Spielcharakter oder die kleine Buchstabenlogik betonen möchte, daß nach der Art der Kinder »alle« *Kuriere* sein wollten, und nicht etwa *Könige*. Man mag sich fragen: Warum eigentlich? Vielleicht weil man dann herumrennen kann? Wäre diese Welt eine schöne verkehrte, leicht entstellte Kinderwelt zu nennen? Doch dies wohl auch nur so lange, wie Kafka mit ihr nicht ernst macht?

Fragen dieser Art, für die das von der aristotelischen Poetik her bekannte und geschätzte Kriterium der Wahrscheinlichkeit den Dreh- und Angelpunkt der Überlegungen bildet, finden in den Aufzeichnungen Kafkas keine Antwort. Die Fragen weisen aber, über die Art und Weise, wie man sie *nicht* beantworten kann, wie sie *keine* produktiv werdende Resonanz in den Aufzeichnungen finden, auf ein Strukturmerkmal in Kafkas Schreibweise hin, das in den Eintragungen der Oktavhefte ebenso präsent ist wie in den verschiedenen Romanprojekten und Tagebucheinträgen. Macht man sich auf die Suche nach kompositorischen Grundzügen von Kafkas Aufzeichnungen und Schriften, dann dürfte einer dieser Grundzüge genau daran zu beobachten sein, daß die Merkwürdigkeit und Unwahrscheinlichkeit von Ausgangsannahmen und Ausgangssetzungen jeweils in keiner Weise markiert wird. Die Verstörung resultiert daraus, daß irritierende Feststellungen mit einer geradezu beiläufig zu nennenden Selbstverständlichkeit getroffen werden: ohne daß im weiteren Verlauf der Ausführungen in irgendeiner Weise Zweifel am Ausgesagten artikuliert würden.

Die *eine* Seite der erwähnten doppelten Logik besteht, das eben Gesagte zusammengefaßt, darin, daß Sachverhalte, die für sich genommen höchst irritierend sind, *so* formuliert, *so* in die Welt gesetzt werden, als wären es absolute Selbstverständlichkeiten. Die andere Seite dieser Logik besteht darin, daß die Verstörung, die sprachlich auf der Ebene der

4 Ich danke Alfred Bodenheimer für den Hinweis aufs Hebräische. Für weitere Hinweise und Anregungen zu diesem Aufsatz danke ich Martin Endres, Malte Kleinwort, Ulrich Stadler und Roland Reuß.

Setzung und des damit korrelierten Satzgefüges nicht oder kaum zu bemerken ist, aus dem Hohlraum ihrer formalen Negation (Ausblendung oder Beschwichtigung) eine Wiederkehr erfährt in der *zusammen* mit dem Entwurf der jeweiligen Welt jeweils mitgelieferten Interpretation der *Figuren*, die sich *in* dieser Welt zu bewegen haben: An ihnen, an ihrem Leben und an ihren Reaktionen, wird die Irritation, die auf der Ebene der *Aussagestruktur* nicht oder höchstens verdeckt stattfindet, deutlich gemacht und ausformuliert. So sind die Protagonisten in den Romanprojekten Kafkas – K. im *Process* oder im *Schloss* oder auch Karl Rossmann in *Der Verschollene* – immer wieder durchaus irritiert über das, was ihnen in ihrem Leben widerfährt. Doch gleichzeitig wird an den – meist im Dunkeln gelassenen, aber um so mehr als wirkungsmächtig apostrophierten – Voraussetzungen ihrer Irritation nie auch nur der leiseste Zweifel geübt.

Diese doppelte Logik von Gesetz einerseits und individuellem Leben andererseits ist in den Romanprojekten Kafkas ebenso wie in den Eintragungen der Oktavhefte vielfältig dokumentiert. Im direkten Umkreis der Stelle mit den Kurieren tritt sie gleich in mehrfachen Variationen und Brechungen zutage. Auf derselben Seite des Oktavheftes G findet sich, zehn Zeilen oberhalb des Beginns der Sätze mit den Kurieren, folgendes Zitat:

Je mehr Pferde Du anspannst desto rascher gehts – nämlich nicht das Ausreißen des Blockes aus dem Fundament, was unmöglich ist, aber das Zerreißen der Riemen und damit die leere fröhliche Fahrt.<sup>5</sup>

Daß das Ausreißen des Blocks aus dem Fundament »unmöglich« ist, gehört zur Setzung, die in der Notiz vorgenommen wird und die keinen Zweifel zu dulden scheint. Die Gegenbewegung, die in der Notiz geschildert wird, die fliehenden Pferde auf ihrer »leere[n] fröhliche[n] Fahrt«, hebt diese Setzung in keiner Weise aus. Diese bleibt vielmehr auch dann wirkungsmächtig, wenn ihre mögliche Funktionalität als obsolet erkennbar wird. Der Block im Fundament ist seinerseits ein mögliches Bild dieser Setzung, aus der er selbst als ein im Medium der Sprache, das heißt hier der Schrift, herausgestellter, um nicht zu sagen, herausgemeißelter, lesbar wird. Der Block wird nutzlos, nachdem die Pferde durchgebrannt sind, seine Funktion wird ihrerseits zu einer leer gewordenen. Aber er bleibt in der Notiz doch wichtig genug, um Erwähnung zu finden. Die konventionelle Beziehung zwischen dem Block und den Pferden wird in der Notiz aufgehoben, indem die Pferde sich losreißen. Das zerrissene Band markiert den Verlust dieser bindenden Funktion.

5 *KKA*, Nachgelassene Schriften und Fragmente II, 56.

Doch auch wenn der Bezug als verlorengegangener, als zerrissener markiert wird, so bleibt der Block als seinerseits festgesetztes Bild für die Beharrlichkeit und Wirkungsmächtigkeit seiner ursprünglichen Funktion, nämlich bindend und verbindlich zu sein, doch bestehen. Darin ähnelt der Block dem Gesetz der Kuriere, dem diese (mit ihrem Dienst-eid) sich auch dann unterstellen, wenn der Grund für den Bezug zu ihm sich längst als fragwürdig erwiesen hat. Das Gesetz wird auch dann noch als wirksam apostrophiert, wenn es durch die faktische Loslösung von seinem Grund in seiner Sinnlosigkeit oder Leere bloßgestellt wird. Dargestellt ist diese Loslösung im Lauf der Pferde oder der Kuriere, die sich von ihrem Grund – dem Block im Fundament bzw. den Königen als Auftraggebern – entfernt haben. Ist dies der Grund, warum man der Aussage nicht so recht trauen mag, die »leere« Fahrt sei auch – eine »fröhliche« Fahrt?

Die im einen Fall (der Kuriere) als sinnlos, im anderen Fall (der Pferde) als leer gekennzeichnete Lauf- oder Fahrtbewegung bleibt in beiden Fällen auf den zu Beginn jeweils gesetzten Ausgangsort zurückbezogen, auch wenn, ja gerade auch dann, wenn dieser Bezug als ein zerrissener oder als ein obsolet gewordener markiert wird. Die beiden im Oktavheft G jeweils durch Querstriche voneinander abgehobenen Sätze *vor* der Stelle mit den Pferden deuten dieses Strukturprinzip im übrigen bereits an bzw. nehmen es vorweg. Der eine Satz lautet: »Noch spielen die Jagdhunde im Hof, aber das Wild entgeht ihnen nicht, so sehr es jetzt schon durch die Wälder jagt.« Die Jagdhunde bilden die Ausgangssituation, das Gesetz, hier noch im Zustand des Spiels, das Wild hingegen kennzeichnet die Bewegung des Lebens, das in seiner Wildheit aber doch dem Einflußbereich des in Form von Jagdhunden kulturalisierten (denn sie stehen im Dienst von Jägern) Gesetzes untersteht. Und wenn es gleich danach heißt: »Lächerlich hast Du Dich aufgeschirrt für diese Welt«, dann besteht ebenfalls kein Zweifel daran, daß das nur scheinbar freiwillig angelegte und womöglich auf einen netten Eindruck zielende Geschirr – letztlich sind es Fesseln – auf eine bereits festgesetzte und wirkungsmächtige Ordnung zurückverweist. In deren Licht erscheinen die Anstrengungen des genannten und angesprochenen Du als lächerlich. Entsprechend ist auch das Leben dieses kreatürlichen Du nicht dazu bestimmt, ein fröhliches und unbelastetes Leben zu sein – wer auch immer mit diesem Du gemeint sein mag: Das Bild des Geschirrs verweist auf die Pferde im folgenden Satz, doch die prinzipielle und konstitutive *Auslassung* einer näheren Bestimmung des Adressaten macht gerade die Unheimlichkeit des Satzes aus. Sie bleibt auch dann noch bestehen, ja nimmt noch zu, wenn man das Du als Figur der Selbstanrede liest.

Die von Kafka oft bis zum Zerreißen exponierte Spannung, die den Bezug zwischen dem Gesetz und den ihm mit ihrem Leben auf unheim-

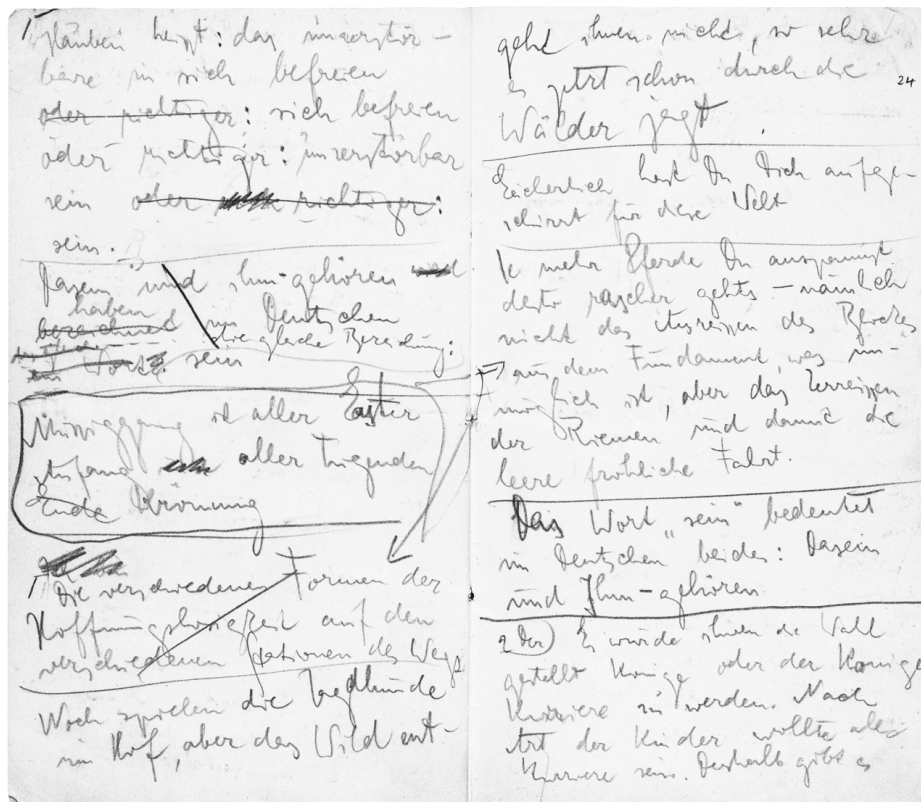


Abb. 1: Doppelseite 23v/24r aus Franz Kafkas Oktavheft 7 (G)  
(Signatur: MS Kafka 25, Fol. 23v/24r, © Bodleian Library Oxford)

liche Weise Unterstellten ins Allegorische umkippen läßt, findet ihre wohl konzentrierteste Ausformulierung in einem Satz, der im Oktavheft G genau zwischen den Sätzen mit den Pferden und jenen mit den Kurieren steht (auf der Abbildung rechts unterhalb der Mitte):

Das Wort »sein« bedeutet im Deutschen beides: Dasein und Ihm-gehören.

Ein Blick auf die Handschrift genügt, um festzustellen, wie sehr *dieser* Satz das Gravitationszentrum auch der um ihn herum angeordneten Sätze bildet. Kafka setzt nämlich mit einem ersten Entwurf zur Doppeldeutigkeit des Wortes »sein« in Richtung »Dasein« und »Ihm-gehören« bereits *vor* den Sätzen mit den Pferden sowie den Ausführungen zum Aufgeschirrtsein für die Welt und zum Wild und den Jagdhunden ein. In einer provisorischen Formulierung, die in der im Fischer Verlag erschienenen *Kritischen Kafka-Ausgabe* (KKA) nur im Apparatband wiedergegeben wird, steht – wenn man das waagrecht Durchgestrichene einmal wegläßt – geschrieben (auf der linken Seite direkt oberhalb der Mitte):

»Dasein und ihm-gehören haben im Deutschen die gleiche Bezeichnung: sein«. Eine Sichtung des tatsächlich überlieferten handschriftlichen Materials bekräftigt die Argumente dafür, daß die insgesamt dann noch einmal schräg durchgestrichene provisorische Formulierung bereits eine Fährte für das Folgende legt und somit, zumindest unterschwellig, auch einen Bezugspunkt für die Überlegungen in diesem durch die Doppelseite des Heftes bestimmten *Umkreis* bildet.<sup>6</sup>

Im schließlich überarbeiteten Satz auf der Seite rechts, die der provisorischen Formulierung links gegenübersteht, wird das probeweise Angedachte ausformuliert, nachdem es die Stationen des Dazwischenstehenden durchlaufen hat. Dies zum unmittelbaren Kontext der Überlegungen zum Wort »sein«. Im Oktavheft G stehen diese Überlegungen zudem in einem mindestens so dichten Netz an Bezügen zu weiteren Notizen in diesem *Umkreis*, die sich mit dem Sein, dem Haben, der Sprache, dem Unzerstörbaren und dem Sündenfall beschäftigen. Im übrigen wird Kafka auf den überarbeiteten Satz zum Wort »sein« einige Monate nach der ersten Niederschrift wieder zurückkommen und ihn in eine Sammlung mit Aphorismen integrieren, diesmal *mit* Bindestrich zwischen »Da« und »sein«: so wie im Titel dieses Aufsatzes. Kafka kommt also in seinem Schreiben – die Aphorismensammlung eingerechnet – insgesamt dreimal auf die Beobachtung, daß im Deutschen das Wort »sein« sowohl »Dasein« als auch »Ihm-gehören« bedeutet, zurück, wodurch ihr ein besonderes Gewicht beigemessen wird.

Auf den ersten Blick mag es so scheinen, als ob der Satz nur eine linguistische Binsenwahrheit verkünde: Das Wort »sein« ist im Deutschen, grammatikalisch gesehen, sowohl ein Verb (Hilfsverb bzw. Kopula oder auch Vollverb) als auch ein Possessivpronomen. Diese unterschiedlichen nicht nur grammatikalischen, sondern auch semantischen Aufladungen treffen sich im Wort »sein«. Doch Kafka geht nicht von verschiedenen Bedeutungen aus, die zufällig mit demselben Wort bzw. derselben Buchstabenfolge bezeichnet werden, sondern er geht, umgekehrt, vom Wort aus und konstatiert einen Doppelsinn, der dem Wort selbst eigen zu sein scheint und der mit der zuvor herausgestellten doppelten Logik von Gesetz und Leben aufs engste verknüpft ist. Kafka entscheidet sich nicht,

6 Auf ein weiteres Geflecht von Verweisen, in der Handschrift mit Pfeilen markiert (links zur Mitte), kann hier aus Platzgründen nur hingewiesen werden. Zentrifugal umkreist erscheint die verfremdend ergänzte Redewendung »Müssiggang ist aller Laster Anfang, aller Tugenden Krönung.« Redewendungen, Sentenzen und Sprichwörter scheinen überhaupt die Einträge im Oktavheft G in ihrem Gestus, als Formzitate, zu bestimmen. Dieser Zusammenhang müßte jedoch, ebenso wie der Stellenwert des »Deutschen« darin, eingehender untersucht werden und verdiente eine eigene Untersuchung.



sondern er betont die Unentschiedenheit: Das Wort ›sein‹ bedeutet im Deutschen ›beides‹, es bedeutet beides und somit nicht nur das eine unabhängig vom anderen, sondern eben ›beides‹: ›Da-sein‹ *und* ›Ihm-gehören‹. Es geht hier entsprechend nicht um eine simple Homonymie, sondern um eine komplexe Polysemie.

Man könnte deshalb noch weitergehen und sagen: Selbst dort, wo das Wort nur das eine zu bedeuten scheint, bleibt die andere Bedeutung mit im Spiel. Damit ist nicht gesagt, daß das Wort in seinem konkreten Gebrauch, also in seiner Pragmatik, nicht ohne weiteres der einen oder anderen Bedeutung zugeordnet werden könnte. Der springende Punkt liegt vielmehr darin, daß in dem Satz sowie in seinem Umkreis pragmatische Rücksichtnahmen dieser Art *keine* Rolle spielen. Es werden keine Beispiele gegeben, sondern es wird eine Beobachtung fixiert. Ähnlich wie in den vier Sätzen mit den Kurieren, an denen das bloße Herumrennen und Rufen hervorgehoben wird, wobei der Inhalt ihrer Botschaft überhaupt keine Erwähnung findet und auch keine Rolle spielt, so wird in dem im Oktavheft G *davor* stehenden Satz mit dem Wort ›sein‹ ein Strukturzusammenhang betont, dem als solcher, in seiner Quasi-Transzendentalität, Beachtung geschenkt wird.

Es stellt sich jetzt nur die Frage, was es mit dem ›und‹ auf sich hat. Wie verhält sich das eine, das ›Da-sein‹, zum anderen, zum ›Ihm-gehören‹? Gibt es überhaupt einen Bezug vom einen zum anderen? Und, wenn ja, wie wäre dieser Bezug zu denken? Für wessen ›Da-sein‹ soll das alles gelten, und wer oder was ist jener ›Er‹ oder jenes ›Es‹, dem man als einem ›Ihm‹ gehören könnte?

Zunächst wird man zu berücksichtigen haben, daß diese Fragen deshalb Fragen sind, weil sie in dem einen Satz zum Wort ›sein‹ ebenso auf keine Antwort treffen wie in den Sätzen, die sich um diesen Satz herum gruppieren. Diese Beobachtung ist wichtig, weil sie genau auf der Ebene der Unklarheit – der ›wolkigen Stelle‹, wie Benjamin vielleicht sagen würde<sup>7</sup> – eine doch sehr präzise strukturelle Übereinstimmung mit dem Sachverhalt zu sehen erlaubt, der auch in den Sätzen mit den abwesenden Königen und den Kurieren angesprochen ist. Derjenige oder dasjenige, dem man als einem ›Ihm‹ gehören könnte (und im Gehören läßt sich bereits das Motiv des Gehorsams und des Gesetzes vernehmen), wird im Satz selbst nicht als ein *bestimmter* Er oder als ein *bestimmtes* Es an-

7 ›Etwas war immer nur im Gestus für Kafka faßbar. Und dieser Gestus, den er nicht verstand, bildet die wolkige Stelle der Parabeln. Aus ihm geht Kafkas Dichtung hervor.« Walter Benjamin, *Franz Kafka*. Zur zehnten Wiederkehr seines Todestages, in: ders., *Gesammelte Schriften*, hrsg. v. Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser (Frankfurt am Main 1972-1989), Band 2.2, 409-438, hier 427.

gesprochen. Die implizite Instanz – oder besser: Distanz – des Gehörens wird vielmehr bloß – wie das Gesetz, dem die Kuriere sich mit ihrem Diensteid unterstellen – vorausgesetzt, und zwar als eine Instanz oder Distanz, die als ebenso bedeutend und wirkungsmächtig (man gehört ihr und steht also in ihrem Besitz) wie unnahbar und unerkennbar gekennzeichnet wird (denn sie bleibt im Kontext des Satzes, ebenso wie in den bildlicheren Ausführungen in ihrem Umkreis, nicht näher bestimmt).

Man könnte sogar sagen, erst im Prozeß der Auslegung, der dem Verkehr der Kuriere ähnelt, kann es überhaupt dazu kommen, daß die in den Aufzeichnungen letztlich unbestimmt bleibende besitzende Macht (ebenso wie das Dasein, das diesem Besitz unterstellt wird) eine genauere Bestimmung erhält, wobei in den Aufzeichnungen alles unternommen wird, damit eine solche genauere Bestimmung, an deren Stelle die unbestimmte Setzung tritt, ausbleibt. Nun liegt es zwar nahe, ja es drängt sich förmlich auf, hinter diesem »Ihm« Gott, den Vater oder eben das (juristisch und/oder religiös verstandene) Gesetz zu vermuten. Vermutlich liegt man damit auch nicht falsch, aber entscheidend bleibt doch, daß die Aufzeichnungen nicht nur von ihrem expliziten Inhalt her eine solche nähere Bestimmung nicht leisten, sondern auch nicht, ja primär nicht von ihrer Logik und Performanz der Form her: der bloßen Evokation einer nicht näher bestimmten, aber ihrerseits als bestimmend entworfenen Macht.

Wenn man dieser Form ihrerseits eine Bedeutung zuschreiben möchte, so könnte man im Hinblick auf den Satz zum Wort »sein« zusammenfassend sagen, daß das Sein, und zwar jegliches Sein und somit auch jegliches Dasein, in Kafkas Satz dadurch bestimmt ist, daß es seinerseits durch eine Macht bestimmt ist, die es nicht näher kennen kann, der es aber gleichwohl – und zwar im Modus des Besitztwerdens – unterstellt ist.<sup>8</sup> Von diesem Gesetz handelt, der Form nach eher noch als von seinem Gehalt her, der Satz zum Wort »sein«, und immerhin hat man es beim »sein«, ohne daß man hierfür auf Heidegger zurückgreifen müßte, mit der Grundform alles dessen zu tun, was *ist*. Es beginnt mit dem kleingeschriebenen Verb, oder dem Possessivpronomen, aber dieses »bedeutet« von Anfang an mehr, wird größer, zieht seine Kreise. Setzt man das

8 Wenn man diese Struktur als Sprachstruktur in Beziehung setzt zu folgendem Fragment einer Sprachtheorie, das Kafka ebenfalls ins Oktavheft G notiert, eröffnet sich ein endloser Verweiszusammenhang: »Die Sprache kann für alles außerhalb der sinnlichen Welt nur andeutungsweise, aber niemals auch nur annähernd vergleichsweise gebraucht werden, da sie entsprechend der sinnlichen Welt nur vom Besitz und seinen Beziehungen handelt.« *KKA*, Nachgelassene Schriften und Fragmente II, 59.

»Da-sein« mit »Leben« gleich und das »Ihm-gehören« mit dem »Gesetz« dieses Daseins, dann wird die derart ins Allgemeine und Allgemeingültige gedrehte Formel schlagartig in ihrer Verwandtschaft zu den strukturellen Vorgaben auch der übrigen Sätze erkennbar, die im Umkreis des Satzes zum Wort »sein« im Deutschen stehen.

Die Spannung zwischen Leben und Gesetz könnte im übrigen noch auf einer ganz anderen als der inhaltlichen Ebene analysiert werden: jener des Schriftbildes, der im Schriftbild konstellierte und lesbar gebliebenen Spannung zwischen Schreibbewegung und Unterbrechung *im* Prozeß des Schreibens, einer Spannung, die sich auf die Lektüre überträgt. Ist nicht die auffallend stockend thetische Artikulationsform des Geschriebenen besonders in den Oktavheften – der abrupte Wechsel von Anfangsmomenten und Enden, von Eröffnungen und Unterbrechungen – eine stilistisch notwendige Konsequenz zu den im Medium der Schrift adressierten und zugleich entworfenen Sachverhalten? Dann wäre der Stil, und auch die Verteilung der Schrift auf dem Papier, die Abfolge von Satzanfängen, Pointen und Satzenden (pointierten Kontinuierungen) und Querstrichen (Unterbrechungen), als eine Art Kommentar zur erwähnten Spannung von Leben und Gesetz aufzufassen, darüber hinaus als eine Art Kommentar zu der *mit* dieser Spannung korrespondierenden Unverhältnismäßigkeit in der Überlagerung oder Berührung von zeitlichem Ablauf (Anfangen, Dasein) einerseits und unterbrechender Unzeitigkeit des Ewigen (Aufhören, Hören, Ihm-gehören) andererseits. Über die abrupte Art der Aufzeichnung stehen diese insbesondere im Oktavheft G mehrfach adressierten Pole in produktiver, aber auch hemmender, insgesamt vielleicht als ›rhythmisiert‹ zu bezeichnender Spannung zueinander.

Beachtet man die Dimension der Schriftbildlichkeit, so lassen sich die hier vorgestellten Überlegungen daraufhin befragen, ob sie in ihrem rekonstruktiven Charakter eine Korrespondenz in den materialen Spuren finden, die ihnen gegenüber sogar als Voraussetzungen zu gelten haben. Bei einem solchen Vorgehen wird der Blick zurück auf die materialen Ur-Szenen von Kafkas Schreibwerkstatt gewendet, und wie bei allen Ur-Szenen, so hat man es auch hier mit Verwerfungen, Verstellungen, nachträglichen Zuschreibungen, Gesetzesübertretungen und verschwundenem Wissen zu tun: also letztlich doch auch wieder mit genau dem Stoff, aus dem Kafkas ersriebene Träume gemacht sind. Eine solche Nahaufnahme der Schreibwerkstatt entbirgt kein Geheimnis hinter den Aufzeichnungen, keine Lösung von Rätseln, die hinter dem explizit formulierten verborgen und in den Manuskripten offenbar wäre, sondern sie macht auf den Prozeßcharakter des Geschriebenen aufmerksam, der als Untersuchungsgegenstand einer Auseinandersetzung für sich genom-

men signifikant ist, ohne daß er in den Dienst der Interpretation des schließlich gegebenenfalls Publizierten oder auch nur Weiterverwendeten gestellt werden müßte.

Erst wenn diese Scheidung der Untersuchungsperspektive in einem ersten Anlauf vorgenommen wird, besteht auch Aussicht darauf, das Verhältnis der Schreibspuren zur Verlaufsform der ihrerseits produktiv werdenden Semantik *als* Verhältnis zu untersuchen. In Kafkas Aufzeichnungen aus den Oktavheften liegen diese beiden Bereiche nah beieinander, sie versetzen sich gegenseitig in Spannung und rhythmisieren das schließlich Geschriebene und Hinterlassene. Allein schon deshalb lohnt es sich, die Oktavhefte auf diese Spannung hin zu untersuchen. Sie ist Teil der Poetik des Geschriebenen im Sinne des handwerklich – im Widerstreit von Hand und Werk – Produzierten und Hinterlassenen *und* im Sinne des ausgehend vom schließlich Geschriebenen wiederum – in der Sphäre des Sinns und Unsinn – Produzierten und Evozierten. Beide Dimensionen des Poetischen liegen hier, *sit venia verbo*, »verdichtet« vor, nicht in Konvergenz, sondern als Spannungsverhältnis.

In einer weiteren Perspektive könnte und müßte man dieses Spannungsverhältnis noch umfassender zu bestimmen versuchen. Der gleichsam radikalphilologische Ansatz wäre seinerseits wiederum auf die seine materialen Grundlagen auszeichnenden Kontexte hin zu öffnen, die allerdings ihrerseits das Nadelöhr der Schreibszenen und somit des Schreibens zu passieren haben, wenn sie im schließlich Geschriebenen aufgewiesen werden sollen, so daß also umgekehrt von diesen Prozessen gar nicht abstrahiert werden kann, wenn man die entscheidenden Stationen und Transformationen in der *Bezugnahme* von Kafkas Schriften auf ihre Kontexte nicht verpassen möchte.

Zu diesen Kontexten sind biographische Umstände (so der Blutsturz und die folgende Lungentuberkulose, die im August 1917 einsetzt) ebenso zu zählen wie kulturgeschichtliche Formationen. Zu letzteren gehört die spezifisch jüdische Tradition, in der Kafkas Überlegungen zum Verhältnis von Gesetz und Leben stehen. Stéphane Mosès hat diesbezüglich zu Recht betont, daß man bei Kafka mit dem griechischen Nomos-Begriff nicht weiterkommt – im Unterschied zur jüdischen Pointierung des Gesetzes als auslegungsoffener und -bedürftiger Schrift und Vorschrift.<sup>9</sup> An

9 Stéphane Mosès, *Zur Frage des Gesetzes*. Gershom Scholems Kafka-Bild, in: Karl Erich Grözinger, Stéphane Mosès, Hans Dieter Zimmermann (Hrsg.), *Franz Kafka und das Judentum* (Frankfurt am Main 1987), 13-34. Zu Recht weist Mosès auf eine biographische Analogie hin, die Kafka und Scholem als Kinder einer Generation ausweist: Scholem gehörte wie Kafka »jener Generation der jüdischen Söhne« an, »die von ihrem Vater nichts anderes überliefert bekommen haben als

der Frage, ob den jeweiligen Protagonisten in Kafkas Romanprojekten das Gesetz als Schrift und Vorschrift »abhanden« gekommen sei, auch wenn es weiterhin als wirkungsmächtig ausgewiesen wird, oder ob es nur nicht »entzifferbar« sei, entzündete sich eine Diskussion zwischen Walter Benjamin und Gershom Scholem, die hier nur erwähnt sei, weil sie ein Licht auf zwei Deutungsstrategien wirft, mit denen man sich Kafka vor dem Hintergrund jüdischer Traditionsbildung nähern kann. Während Benjamin die Negation der in der Tradition überlieferten Instanzen der Sinnstiftung betont, legt Scholem Wert darauf, daß eben diese Negation – und im Hinblick auf das Gesetz: dessen Uneindeutigkeit und Erklärungsbedürftigkeit – in der jüdischen Tradition, insbesondere der jüdischen Mystik, gerade zum integralen Bestandteil der Auseinandersetzung mit jeder Überlieferung gehört.<sup>10</sup>

das leere Gebot, einem unterdessen völlig inhaltslos gewordenen Judentum treu zu bleiben. Vielleicht ist es diese historisch-psychologische Wahlverwandtschaft, die Scholem dazu geführt hat, im Mittelpunkt von Kafkas Werk die *Krise des Gesetzes* zu sehen« (ebd., 16).

- <sup>10</sup> Auch Benjamin denkt die Frage nach dem abhanden gekommenen Gesetz/der Schrift bei Kafka mit dem fehlenden Halt auf der »leeren fröhlichen Fahrt« zusammen. »Seine [Kafkas] Gehilfen sind Gemeindediener, denen das Bethaus, seine Studenten Schüler, denen die Schrift abhanden kam. Nun hält sie nichts mehr auf der ›leeren fröhlichen Fahrt‹.« Benjamin, *Franz Kafka* (Anm. 7), 437. Dagegen hält Scholem, daß den Schülern bei Kafka die Schrift nicht etwa »abhanden« gekommen sei, sondern die Schüler sie bloß »nicht enträtseln können.« Zitiert nach Walter Benjamin und Gershom Scholem, *Briefwechsel 1933-1940*, hrsg. v. Gershom Scholem (Frankfurt am Main 1980), 158. Und Scholem zu Benjamin weiter: »Deine Meinung, daß es eines sei, ob die ›Schrift‹ den Schülern abhanden gekommen ist oder ob sie sie nicht enträtseln können, kann ich gar nicht teilen und sehe darin den größten Irrtum, der Dir begegnen konnte« (ebd., 175). Vorausgesetzt bei Kafka ist also in Scholems Deutung, daß es die Schrift gibt, daß sie bloß nicht entzifferbar ist. Dasselbe gilt Scholem zufolge auch für das Gesetz: Es ist durchaus da, von Kafka vorausgesetzt, und nicht nur von ihm. Unklar ist bloß, wie es ausgelegt oder befolgt werden soll. Warum aber sollte nicht eine dritte Position denkbar sein, die einen Schritt weiter geht und die *poetische* Struktur der Setzung – des Gesetzes – in den Mittelpunkt der Auseinandersetzung stellt? Dann wäre zu sagen: Es gibt das Gesetz in der Tat nicht, nicht voraussetzungslos, denn im poetisch-performativen Akt *wird* es gesetzt, oder zumindest stets *auch* gesetzt, und diesen Schöpfungsakt im poetischen Akt gilt es zu bedenken. Diese Dimension geht in den allermeisten Kafka-Deutungen leider vergessen. Weiteren Aufschluß darüber, inwiefern Kafkas Texte das Problem performativer Setzungen selbst thematisieren und inszenieren, gibt Sylvia Sasse, *Stichwort: Performativität (Neuere deutsche Literatur)*, in: Claudia Benthien, Hans Rudolf Velten (Hrsg.), *Germanistik als Kulturwissenschaft* (Reinbek 2002), 247-269.

Was in diesen beiden Deutungsstrategien allerdings vergessen geht, ist die ganz spezifische Poetik der Setzung, die in den hier vorgestellten Überlegungen hervorhoben wurde. Zu dieser Poetik gehört auch die Art und Weise, wie Kafka seine vier Sätze zu den abwesenden Königen und den Kurieren beginnt. Das ganze beginnt nämlich mit einer merkwürdig ortlosen Setzung: »Es wurde ihnen die Wahl gestellt«, heißt es. Dieses »Es« ist jedoch weniger dem Freudschen Unbewußten zuzuordnen als vielmehr der Sprache des Gesetzes entnommen, mit der Kafka als Jurist wohlvertraut war. Diesem Sprachgestus entspricht auch das Prozedere der Zur-Wahl-Stellung. Wer aber, wie Kafka, das Gesetz der Setzung zu nutzen weiß, der ist seinerseits nicht Kurier, sondern König, weil er begriffen hat, daß die Wahl, König oder Kurier, *melach* oder *mal'ach* zu sein, zumindest im Medium der Literatur weiterhin besteht.